

Eine delikate Affäre

Wissenschaft und Öffentlichkeit

Ralph Mocikat

Die Corona-Pandemie hat erneut die Fallstricke bloßgelegt, denen die Wissenschaft im öffentlichen Diskurs begegnet. Der folgende Beitrag richtet den Blick auf eine Wissenskommunikation, die alle gesellschaftlichen Bereiche einbezieht.

Es werden die Verantwortung der Wissenschaft selbst sowie die Rolle der Sprache als Kommunikationsmedium thematisiert.

„Wissenskommunikation“ ist ein komplexer Begriff. Dieser schließt ganz unterschiedliche Interaktionsebenen ein, welche im Hinblick auf Intentionen und Herangehensweisen meist nicht kompatibel sind. Auf der einen Seite tauscht sich die Wissenschaft intern aus (durch Fachpublikationen, Tagungen oder im Rahmen von Kooperationen), andererseits ist sie integraler Bestandteil der Gesellschaft und hat gegenüber der außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit eine Bringschuld zu erfüllen. Hier hat sie es mit Gesprächspartnern aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Medien oder Interessenverbänden sowie mit interessierten Laien zu tun. In diesem gesamten Bereich, der immer noch dem Begriff „externe Wissenskommunikation“ subsumiert wird, hat der Wissenschaftsjournalismus eine Mittlerrolle übernommen. Meistens wurde bisher übersehen, dass zur „Wissenskommunikation“ auch die Hochschullehre gehört, wo

theoriegeleitetes Wissen etabliert wird, die Adepten aber insbesondere an die wissenschaftliche Methodik herangeführt werden sollen. Dieses Thema soll später vertieft werden.

Warum Wissenskommunikation?

Insgesamt handelt es sich also um eine unübersichtliche Gemengelage. Die zum Zwecke einer vereinfachenden Abgrenzung oft ins Feld geführte Unterscheidung zwischen „wissenschaftlichem“ und „nicht-wissenschaftlichem“ Wissen ist kaum zu begründen und lässt viele Fragen offen: Wo verläuft die Trennungslinie? Welche Art von Wissen wird etwa im Schulunterricht vermittelt? Daher soll in den folgenden Ausführungen von „Wissenskommunikation“ die Rede sein, welche im Idealfall alle beteiligten Partner gleichberechtigt einbindet.

Defizite der Wissenskommunikation traten schon häufig zutage, zum Beispiel im Zusammenhang mit öffentlichen Diskussionen über Gentechnik, Tierversuche, die Urknalltheorie sowie über den Klimawandel.

Die zugrundeliegenden Prozesse und die abzuleitenden Schlussfolgerungen sollen im Folgenden exemplarisch anhand der Erfahrungen aus der Corona-Pandemie erörtert werden.

Reibungsflächen zwischen Wissenschaft und Laienwelt

Die Wissenschaften verfolgen gänzlich andere Logiken und Ziele als andere gesellschaftliche Bereiche. Während wissenschaftliche Ethik das kompromisslose Streben nach neuem Wissen gebietet, das frei von anderen Interessen ist (sofern es sich nicht etwa um Selbstdarstellung zum Zweck der Mitteleinwerbung handelt), muss etwa die Politik stets Kompromisse zwischen widerstreitenden Interessen aushandeln. Gerade die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie wichtig für politische Entscheidungsfindungen der Rückgriff auf wissenschaftliche Expertise ist. Dabei wurde jedoch auch immer wieder offenkundig, welch großes Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaft auf der einen und Politik oder Medien auf der anderen Seite besteht.

„Wissenschaft ist eine [...] politische Gegenöffentlichkeit“,¹ das bedeutet, sie darf sich nicht zu einem Entscheidungsträger aufschwingen, denn mit neuem Wissen entdeckt sie immer auch neue Nichtwissens-Bereiche. Die Fähigkeit, politischen Aussagen zu widersprechen oder zuzustimmen, reicht nur so weit, wie politische oder mediale Aussagen überhaupt wahrheitsfähig im Rahmen der wissenschaftlichen Methodik und zusätzlich auch bereits hinreichend wissenschaftlich untersucht sind. Auch wenn einige wenige Akteure aus dem Wissenschaftsbetrieb ihrer Eitelkeit erlagen und durch politische Bewertungen ihre Bedeutsamkeit zu dokumentieren versuchten, konnte die Wissenschaft im Allgemeinen diesem süßen Gift widerstehen. Befragten Experten gelang es durchaus, die Methodik und die Grenzen der Wissenschaft in der Öffentlichkeit transparent zu machen und damit klarzustellen, wie wissenschaftliche Aussagen einzuordnen sind. Die Ambiguität, Revidierbarkeit und Unabgeschlossenheit jeder Erkenntnis, das Benennen von Nichtwissen, das ständige Hinterfragen eigener Positionen und der methodische Zweifel, welcher

als konstitutives wissenschaftliches Abgrenzungskriterium gilt, wurden immer wieder in den Blick der Öffentlichkeit und der Politik gerückt.

Oft genug jedoch zeigte die außerwissenschaftliche Welt kein Verständnis für diese wissenschaftsimmanenten Prinzipien. Oft wurden Experten für ihre Stellungnahmen massiv diffamiert oder angegriffen. Eine über fast zweieinhalb Jahre angelegte Studie zum Diskurs während der Pandemie konnte offenlegen, wie die Politik die Wissenschaft bisweilen instrumentalisierte, um (unpopuläre) Entscheidungen zu legitimieren, oder wie sie Unsicherheiten oder die Konkurrenz zwischen unterschiedlichen Hypothesen (und diese ist der eigentliche Motor des Erkenntnisfortschritts) missbrauchte, um das Ausbleiben von Maßnahmen zu rechtfertigen. Dies haben natürlich gerade auch Medien begierig aufgegriffen: „Auch in der medialen Berichterstattung wurde diese transparente Kommunikation des Nichtwissens und eines bis dato unvollständigen Wissensstandes genutzt, um die Glaubwürdigkeit und den Nutzen von wissenschaftlicher Forschung in Frage zu stellen.“²

Die Medien spielten also nicht immer eine rühmliche Rolle während der Pandemie. So wurde das gemeinsame Ringen um Erkenntnis mitunter zu einem Machtkampf zwischen Experten umgedeutet, was einigen Verfechtern völlig abstruser Ideen den Weg in den öffentlichen Diskurs bahnte und die Wissenschaftskepsis, die vielerorts zu finden ist, noch weiter vertiefte. Laut einer Erhebung im Jahre 2020 glaubten 23 Prozent der Deutschen, dass es zur Bewältigung der Pandemie keiner wissenschaftlichen Studien bedürfe, und 15 Prozent glaubten, dass das Virus gar nicht existiere.³ Neueste Befragungen zeichnen immer noch ein düsteres Bild: Unter den Personen mit niedrigem formalem Bildungsabschluss ist der Anteil derer, die Wissenschaft und Forschung vertrauen, im Jahre 2023 auf 31 Prozent weiter gesunken (gegenüber 44 Prozent im Jahre 2022).⁴

Anforderungen an eine gelingende Wissenskommunikation

Das so genannte „Defizitmodell“, dem zufolge man die Öffentlichkeit nur mit mehr Information munitio-nieren müsse, um mehr Verständnis für wissenschaftliche Erkenntnisse und wissenschaftsbasierte Entscheidungen zu schaffen, gilt heute als widerlegt.⁵ Es gibt keinen Zusammenhang zwischen individuellem

Wissen und Akzeptanz wissenschaftlicher Aussagen. Es wurde sogar gezeigt, dass eine negative Korrelation zwischen dem objektiven Wissen einer Person und deren subjektiver Einschätzung des eigenen Wissens besteht und dass geringes objektives Wissen oft mit genereller Wissenschaftsfeindlichkeit assoziiert ist sowie mit einer persönlichen Selbstüberschätzung, welche eine faktenorientierte Aufklärung dann verständlicherweise noch schwieriger macht.⁶

Es erscheint folgerichtig, wenn etwa der Wissenschaftsrat in einem Positionspapier fordert, dass Wissenskommunikation nicht bloß ein unidirektionaler Informationsfluss sein darf. Vielmehr sollten alle gesellschaftlichen Akteure, welche oft divergente Interessen verfolgen und sich von gänzlich unterschiedlichen Methodiken leiten lassen, gleichberechtigt in den Dialog eingebunden werden, um zur Lösung eines in der Gesellschaft vorhandenen Problems zu gelangen.⁷ Darüber hinaus sollte klar sein, dass in solchen bereichs- und fachübergreifenden Diskursen alle Beteiligten ihre Kommunikationsstrategien mit den Bedürfnissen der jeweiligen Adressaten abgleichen müssen.

Warum die Wissenschaft selbst aktiv sein muss

Um den bestehenden Defiziten entgegenzuwirken, steht die Wissenschaft selbst in der Verantwortung. Es genügt keineswegs, der Mittlerrolle des Wissenschaftsjournalismus zu vertrauen. In dieser Hinsicht lässt eine Aussage aus der oben bereits zitierten Studie aufhorchen, muss sie doch als Handlungsaufforderung an die wissenschaftliche Zunft verstanden werden: 37 Prozent sämtlicher Befragten waren „der Meinung, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich zu wenig bemühen, die Öffentlichkeit über ihre Arbeit zu informieren“.⁸

Im Gegensatz zur Wahrheitssuche der Wissenschaft ist Journalismus ein Geschäft. Hier geht es darum, Aufmerksamkeit zu erzeugen. So wurde zum Beispiel seit über 60 Jahren mit immer wiederkehrender Emphase der „Sieg über den Krebs“ verkündet – Nachrichten, die später niemals wieder aufgegriffen wurden, wenn sich die Heilsversprechen doch nicht erfüllt hatten.⁹ Auch nach der Corona-Pandemie findet eine retrospektive Aufarbeitung oder eine Berichterstattung über weitergehende Forschungsergebnisse in den Massenmedien kaum noch statt, wahrscheinlich weil sensationsheischende Schlagzeilen nun nicht

mehr produziert werden können. Andererseits stellt man fest, dass der Journalismus wissenschaftliche Stimmen zu neu auftretenden Bedrohungen gerne ignoriert, solange diese bloß abstrakten Charakter haben und deshalb die Adressaten nicht genügend aufzuwühlen vermögen. Eine 2015 in einem hoch angesehenen internationalen Fachjournal publizierte Warnung vor einer SARS-CoV-Pandemie aufgrund einer Interspezies-Transmission von in chinesischen Fledermäusen zirkulierenden Viren verhallte in den Medien und in der Politik ungehört.¹⁰ Doch genau dieses Szenario ist etwa vier Jahre später Wirklichkeit geworden, und niemand hatte sich dagegen gerüstet.

Was das Verhältnis des Journalismus zu wissenschaftlicher Rationalität betrifft, steht er sich durch sein Streben nach Ausgewogenheit bisweilen selbst im Wege. Kompromisse zu suchen zwischen unterschiedlichen Meinungen, ist ein ehrenwertes Unterfangen, doch wenn es um empirisch gesicherte Fakten oder logische Ableitungen geht, kann die Wahrheit nicht in der Mitte liegen.

Im Sinne der „Ausgewogenheit“ wurden in Diskussionsrunden oft Virusleugner und veritable Virologen nebeneinander platziert. Ersteren wurde hier eine Bühne geboten, nicht um empirisch überprüfbare Hypothesen vorzutragen und abzuwägen, sondern um baren Unsinn in die Welt zu setzen. „Da darf es [...] (jedoch) keinen Kompromiss geben. [...] Ein Kompromiss zwischen wissenschaftlicher Wahrheit und schrecklichem Unsinn ist immer noch schrecklicher Unsinn.“¹¹

Aus all diesen Gründen ist mehr Engagement der Wissenschaft in der Wissenskommunikation ein allzu berechtigtes Desiderat. Forderungen, „dass Forscher, die mit viel Geld unterstützt werden, auch Publikationen herausbringen, in denen die Ergebnisse verständlich aufbereitet werden“,¹² oder dass „Wissenschaft im Alltag verständlich“ sein muss,¹³ lässt sogar das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) immer wieder verlauten. Gleichfalls völlig zu Recht fordert das bereits zitierte Positionspapier des Wissenschaftsrates, dass der Dialog mit der Öffentlichkeit bereits Gegenstand der universitären Ausbildung sein muss.¹⁴

Wissenskommunikation und Sprache

Es steht außer Zweifel, dass für jegliche Art von Kommunikation Sprache ein konstitutives Element darstellt. Trotzdem wurde die Rolle der Sprachwahl in der Wissenskommunikation bisher schlichtweg ignoriert.

In der Forschung hat sich bekanntlich das Englische als ausschließliche Verkehrssprache durchgesetzt, was für den raschen weltweiten Austausch große Vorteile mit sich bringt. Andererseits ist das Englische im Begriff, auch im Inland die Landessprache aus Forschung und Lehre (insbesondere in den natur- und technikkissenschaftlichen Disziplinen) vollständig zu verdrängen, inzwischen sogar bis hin zur grundständigen akademischen Lehre. So ist von 2008 bis 2022 die Zahl englischsprachiger Studiengänge um sechshundert Prozent angewachsen.¹⁵ In der aktuellen Forschung werden landessprachliche Terminologien nicht mehr entwickelt, bestehende werden zurückgebaut. Wissenschaftler erklären, dass sie gar nicht mehr in der Lage sind, ihr Gebiet auf Deutsch zu beschreiben, und die meisten Forschungsinstitutionen sehen in ihnen für die Laienöffentlichkeit bestimmten Internetauftritten keine landessprachlichen Versionen mehr vor. Wie eine Stichprobe des Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS) ergab, präsentieren sich in einer großen außeruniversitären Forschungseinrichtung, die sich mit Fragen der Gesundheitsvorsorge befasst, also mit Themen hoher gesellschaftlicher Relevanz, etwa 82 Prozent aller Arbeitsgruppen Laien gegenüber ausschließlich in englischer Sprache (Stand Mai 2021).

Dieser Rückzug in eine englischsprachige Filterblase birgt das Potenzial gesellschaftlicher Spaltung: Auf der einen Seite eine „Elite“, die sich mit dem Distinktionsmerkmal „Bitte nur Englisch“ selbst zelebriert – und auf der anderen Seite die „Ungebildeten“, für die eine der „Elite“ nicht würdige Landessprache das integrierende Medium darstellt. Erinnerungen an die Zeit der Scholastik werden wach.

Gerade die Diskurse während der Corona-Pandemie führten allen Beteiligten vor Augen, dass der Dialog zwischen Wissenschaft einerseits und Öffentlichkeit beziehungsweise Politik andererseits nur inter- und transdisziplinär geführt werden kann. Stets müssen auch ethische, juristische, kulturelle und wirtschaftliche Aspekte mitbedacht werden. Dies kann nur in der jeweiligen Landessprache erfolgreich verlaufen. Die

fehlende gesellschaftliche und kulturelle Integration ausländischer Akademiker, die während ihres Aufenthalts in Deutschland keine Gelegenheit erhalten, die deutsche Sprache zu erlernen, sowie die mangelnden Chancen für Absolventen englischsprachiger Studiengänge, als Fachkräfte auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, sind weitere Aspekte, die hier nicht weiter problematisiert werden können.

Oft begegnet man dem Argument, von der binnenwissenschaftlichen – ausschließlich englischsprachigen – Kommunikation sei der Dialog mit der landessprachlich verfassten Öffentlichkeit in keiner Weise berührt.¹⁶ Diese Trennung zwischen „interner“ und „externer Wissenschaftskommunikation“ ist jedoch nicht aufrechtzuerhalten: Die Wissenschaft darf sich nicht als Bereich verstehen, der jenseits der sie tragenden Gesellschaft angesiedelt ist. Der binnenwissenschaftliche Diskurs muss bereits während des Forschungsprozesses inter- und transdisziplinäre Aspekte mitbedenken und – wie oben ausgeführt – sich auch in frühen Stadien mit anderen gesellschaftlichen Akteuren etwa über juristische, ethische, kulturelle oder ökologische Implikationen austauschen. Dies kann nur vor dem Hintergrund der eigenen kulturellen und Forschungstraditionen und in der Landessprache geschehen. Wissenschaft trägt eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung.

Hochschullehre: Ein Feld der Wissenskommunikation

Eine strikte Trennung zwischen „interner“ und „externer“ Kommunikation ist auch deshalb obsolet, weil beide Bereiche innig verklammert sind – am deutlichsten sichtbar in der akademischen Lehre. Universitäre Lehre soll nicht auf Wissensreproduktion abzielen, sondern das methodische Hinterfragen einüben und Wissensreorganisation ermöglichen. Dazu muss sie sich an der aktuellen Forschungsfront bewegen, Wissens- und Wissenschaftsvermittlung jedoch auch immer gemeinsprachlich rückführbar halten.¹⁷ In der Lehre steht eher die gnoseologische denn die kommunikative Dimension¹⁸ von Sprache im Vordergrund.

Nur der geringste Teil der Absolventen verbleibt an der Universität. Zum größten Teil werden vielmehr die zukünftigen Fachkräfte ausgebildet, die weiterhin befähigt bleiben müssen, in ihren später außerhalb des Wissenschaftsbetriebs angesiedelten Tätigkeitsfeldern

wissenschaftliche Expertise und gesamtgesellschaftliche Fragen in der Landessprache zusammenzuführen. Hochschulen erfüllen also einen Sicherstellungsauftrag. Die gänzliche Abschaffung deutschsprachiger Lehrangebote an immer mehr Hochschulen wirft damit abermals die Frage nach der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung der Wissenschaft auf.

Wenn also der Wissenschaftsrat anmahnt, dass bereits die Studenten in ihrer Ausbildung an das Thema Kommunikation herangeführt werden sollen,¹⁹ sollte er sich die Frage gefallen lassen, wie das umgesetzt werden soll, wenn an immer mehr Hochschulen deutschsprachige Lehrangebote abgeschafft werden und Terminologien (die stets auf gemeinsprachlichen Metaphern aufbauen),²⁰ nicht mehr vermittelt werden.

Schlussfolgerung

Je stärker die Öffentlichkeit von wissenschaftlicher Information aus zweiter und dritter Hand abhängig ist, dürfte die Wissenschaftsfeindlichkeit durch allfälliges Misstrauen gegenüber medialer Berichterstattung potenziert werden. Die Kommunikation zwischen den verschiedenen Bereichen ist aufgrund der unterschiedlichen Begrifflichkeiten, Ziele, Logiken, Interessen und Fachvokabulare schwierig genug. Sollte sich der inländische Wissenschaftsbetrieb noch weiter in eine rein englischsprachliche „Parallelwelt“ jenseits der Allgemeingesellschaft zurückziehen, würde das die sich in erschreckender Weise ausbreitende Wissenschaftsskepsis weiter befördern.



Prof. Dr. Ralph Mocikat

ist Immunologe und lehrt an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Daneben befasst er sich mit Wissenschaftslinguistik, zu der er zahlreiche Publikationen vorgelegt hat. Er ist Mitgründer und Erster Vorsitzender des Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS).

Danksagung

Der Autor dankt PD Dr. H.H. Dieter, Prof. Dr. O. Rösch sowie Prof. Dr. G. Tolkiehn für stimulierende Diskussionen und wertvolle Anregungen.

Anmerkungen:

- 1 Gärditz, Klaus Ferdinand: Wissenschaftliche Gegenöffentlichkeit braucht Distanz, in: *Forschung und Lehre* 5/2023, S. 336-337.
- 2 Janich, Nina / Roth, Kersten Sven: Zwischen Elfenbeinturm und rauer See – zum prekären Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik und seiner Mediatisierung am Beispiel der „Corona-Krise“, <https://www.ger.ovgu.de/Fachgebiete/Germanistische+Linguistik/Projekt+%E2%80%9EZwischen+Elfenbeinturm+und+rauer+See%E2%80%9C.html>, Stand: 2.1.2024.
- 3 Wissenschaft im Dialog: Wissenschaftsbarometer 2020, https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Bilder/Wissenschaftsbarometer_2020/20_Wiba_Aussagen_C.jpg, Stand: 2.1.2024.
- 4 Wissenschaft im Dialog: Wissenschaftsbarometer 2023, <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wissenschaftsbarometer/wissenschaftsbarometer-2023/#c14880>, Stand: 27.12.2023.
- 5 <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wisskomm-quartett/folge-12-das-defizit-modell-in-der-wissenschaftskommunikation/>, Stand: 2.1.2024.
- 6 Light, Nicholas / Fernbach, Philip M. / Rabb, Nathaniel / Geana, Muger V. / Sloman, Steven A.: Knowledge overconfidence is associated with anti-consensus views on controversial scientific issues, in: *Science Advances* 8/2022, S. 29.
- 7 Wissenschaftsrat: Impulse aus der COVID-19-Krise für die Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland, Positionspapier vom Januar 2021, Drucksache 8834-21, <https://www.wissenschaftsrat.de/download/2021/8834-21.html>, Stand: 3.1.2024.
- 8 Wissenschaft im Dialog: Wissenschaftsbarometer 2023.
- 9 Mocikat, Ralph: Unveröffentlichte Beobachtungen.
- 10 Menachery, Vineet u. a.: A SARS-like cluster of circulating bat coronaviruses shows potential for human emergence, in: *Nature Medicine* 21/2015, S. 1508-1513.
- 11 Aigner, Florian: Dümmer als wir dachten, in: *Laborjournal* 7-8/2021, S. 10-13. https://www.laborjournal.de/epaper/LJ_21_07.pdf, Stand: 4.1.2024.
- 12 Wanka, Johanna: Interview, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.7.2015, <https://www.bmbf.de/bmbf/shareddocs/interviews/de/sorgen-ernst-nehmen-aber-nicht-stark-auf-stimmungen-reagieren.html>, Stand: 4.1.2023.
- 13 Karliczek, Anja: Bundestagsrede 22.3.2018, <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/975954/858936/e9f59114/be905e438c43ff9c0863d98/33-6-bmbf-bt-data.pdf?download=1>, Stand: 4.1.2023.
- 14 Wissenschaftsrat: Impulse aus der COVID-19-Krise.
- 15 <https://www.hsi-monitor.de/themen/internationale-studiengaenge/internationale-studiengaenge-grunddaten/>, Stand: 15.1.2023.
- 16 Zum Beispiel ADAWIS: Interner Briefwechsel mit dem BMBF.
- 17 Thielmann, Winfried: Anglophonie in der wissenschaftlichen Lehre – zur wissenschaftlichen Dynamik der Sprachenfrage bezüglich einer essentiellen Transferrichtung, in: *Zeitschrift für Kultur und Kollektivwissenschaft* 7/2021.
- 18 Ehlich, Konrad: *Medium Sprache*, in: *Sprache und sprachliches Handeln*, hrsg. von Dems., Band I, Berlin / New York 2007, S. 151-165.
- 19 Wissenschaftsrat: Impulse aus der COVID-19-Krise.
- 20 Thielmann, Winfried: Terminologiebildung im interlingualen Feld – Wissenschaftssprachliche Voraussetzungen und terminologische Fallstricke an Beispielen des deutsch-englischen Sprachvergleichs, in: *Fachsprache* 3-4/2016, S. 129-142.